

18) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

Als sie gingen, hing sie an seinem Arm, und er schleppte beides, das Kind und das Paket. Sorgfältig hatte er selbst die Geschenke eingepackt und verschürt, dann hatte er sich den Bindfaden um den Hals gehängt; das Päckchen bannelte, bei jedem Schritt spürte ers.

Der Weg schimmerte kaum erkennbar, im Tannenforst wars stockfinster. Zeih that furchsam, bei jedem Knistern der Rinde, jedem Niederrieseln einer Nadel fuhr sie zusammen und schmiegte sich fester an ihn. Sie ruhte mit ihrer ganzen Schwere auf ihm, unter dem dünnen Fächchen spürte er ihren warmen, vollen Körper.

Es war ihm sehr heiß, sein Atem ging unruhig, er schwitzte, trotzdem es nun bergab ging und der Nachtwind feucht und scharf kühl webte.

Dunkel lag Eiferschnitt; in den Häusern wenig schwacher Lichtschein mehr, die Straße leer. Nur am eintönig plätschernden Brunnen standen noch ein paar Weiber und wuschen ihre Hübe in dem ausgehöhlten Baumstamm, der als Brunnen-trog diente. Sie hatten ihre Röcke hochgeschürzt; in dem Woudstreif, der jetzt durchs Nachtgewölk brach, schimmerten ihre nackten Arme und Beine lockend silberweiß.

Peter fühlte wieder das seltsame Gruseln, jenen wunderlich-schauer, der ihm leise über den Rücken hinabrieselte, sein Blut für Augenblicke erstarrten machte, um es dann desto heißer anzutreiben.

Unweit ihrer Hütte strich eine Gestalt an ihnen vorbei; Peter glaubte Tina zu erkennen an ihren glitzernden Augen und an den geschmeidigen Bewegungen. Sie schlüpfte zwischen ihm und der Hecke durch, für eine Sekunde fühlte er seine Hand gestreift von heißen, feuchten Fingern. Dann war's vorbei, verschwunden wie ein Spuk. In der Ferne noch ein leis verklingendes Lachen.

Zu der Nacht träumte Pittchen schwer.

Er ging denselben Weg, den er heute der Zeih entgegengegangen; aber oben am Haifergarten wandte er sich rechts, gen Großlittgen zu, er mochte wollen oder nicht, er mußte dahin. Es puffte ihn von hinten was in den Rücken, ein starker Wind blies ihn fort.

In der Ferne hörte er Stimmen, sie riefen und lockten: „Pittchen! Komme, Pittchen!“

Lachen klang dazwischen. — Jetzt hörte er die Zeih rufen, und jetzt die Tina. — Jetzt fielen andere bekannte Stimmen ein: „Pittchen! Pittchen!“

Wo war er denn? Erschrocken sah er sich um — da ging er durch öde Haide, der Wind stöhnte drüber hin mit unheimlichen Klageklängen.

Er wollte nicht weitergehen, umkehren; sein Fuß strauchelte über abgestorbene Strünke, es roch nach Pech und Schwefel. Eine glühende Luft schlug ihm entgegen wie Flammenhauch, verjagte ihm Haar und Brauen und tief in den Leib das Herz.

Er wollte Hilfe schreien und konnte nicht. Fern, fernab kante heiseres Hundgebell — das waren die Hunde von Großlittgen. Hilfe, Hilfe, dorthin!

Er wollte laufen und konnte nicht. Er stand wie festgewurzelt. Der Boden war heiß, als brennte unterirdisches Feuer darunter. Und da war ein Kreis seltsamer grüner Pflänzchen, wie abgezirkelt standen sie im Kranz mitten auf totem, verbrauntem Land; in schwefeligen Licht, das die Nacht erhellte, sah er deutlich ihr giftiges Grün.

Hilfe, Hilfe! Der Hexenkranz! Hatte ihn seine Mutter nicht schon als Kind dort, sich bekreuzend, vorübergeführt und scheu geklüstert; „Hei es't net geheuer!“ Da tanzten vormals die Hexen und loderndes Feuer prasselte auf. Der Boden verbrannte unter ihren Füßen, nur diese Pflänzchen sproßten, grüne Stengel, ohne Blatt und Blüte, das einzig Lebendige ringsum.

„Pittchen, Pittchen!“

Wer rief?

Im Flammenschein hüpfen ihm Gestalten entgegen mit raschelnden Röcken und flatternden Haaren, sie lachten und

(Nachdruck verboten.)

winkten und riefen und streckten die Arme nach ihm und reichten einander die Hände und wirbelten um ihn in tollem Tanz. Immer toller, toller — immer wilder, wilder — Weiber, Weiber, lauter Weiber!

Und auf einmal stand die Zeih mitten im Kreis, sie hatte die Seibenschürze wie ein Mäntelchen um die Schultern hängen und den neuen roten Unterrock an — weiter nichts. Sie schlug die anderen auf die ausgestreckten Finger und lachte hell.

„Dau es mein!“ Sie warf den Unterrock und die Schürze ab — da stand sie nackt und schön im Flammenschein und sprach gebieterisch: „Maaf mer e nei Kleid!“

Laut kreischten die anderen auf, heulend sprangen sie in die Höhe, sie wurden zu Flammen, die ihm entgegenzüngelten —

„Jesus! Maria! Joseph!“ — da, der Boden wich ihm unter den Füßen, er that einen tiefen Fall, abgrundtief — Mit einem Schrei erwachte Pittchen.

Der Mond schien hell durchs unterhängte Fensterchen, mitten auf das zerlumpfte Federbett. Der Kopf der Zeih lag schwer auf seiner Brust und drückte ihn.

Sie schlief mit offenem Mund und schnarchte regelmäßig. Noch vom Grauen des Traumes erfasst, rüttelte er sie: „Zeih, Zeih, Zeih!“

Sie wachte nicht ganz auf, schlaftrunken öffnete sie nur ein Spältchen die schweren Lider.

„Dat Kleid“, lachte sie, „Kleid — laaf mer e schien nei Kleid!“

VI.

Lucia Riffert hatte ihren Mann seit Wochen gequält, den ganzen Tag und die Nacht auch. Sie hatte sich angeschmiegt wie ein bittendes Kind und ihn dann wieder spröde von sich gestoßen; sie hatte gebettelt, geschmollt, gedroht, sie bestand auf ihrem Recht, sie wollte ihr neues Kleid.

Seit gestern war der Reisende wieder im Dorf; mit Mut und Angst im Herzen hatte Pittchen das Wägelchen antommen sehen; hinten aufgeschnallt waukten zwei hohe Musterkoffer.

Beim alten Krummscheidt war der Reisende abgestiegen, da hatte er seine Muster und Waren zur Schau ausgelegt. Die Weiber rannten hin und staunten und feilschten; auch Lucia war unter ihnen. Sie blieb stundenlang aus; längst waren die anderen zurück, Peter hatte aufgepaßt, sie kam noch immer nicht. Da ging er hin, sie zu holen.

Es war ein trüber Herbsttag. Unten im Thal an geschützten Stellen war's zwar noch leidlich, aber oben auf den Höhen fauste der Oktoberwind mit Ungestüm und legte ganze Lawänen weiler Blätter die Hänge hinunter. Der Wald stand traurig.

Die Dorfstraße war schmutzig, zum Durchwaten; an Stellen, wo das Pflaster fehlte, sank man ein bis über die Knöchel. Ein modriger Geruch stieg von Hütten und Ställen auf, es hatte acht Tage ohn' Unterlaß geregnet.

Gegen das Ende des Thales, nach Himmerod war die Aussicht versperrt; die Ruinen des heiligen Bernhards hüllten sich in Regendunst und Nebelwolken. Quirlend, brausend wirbelte die Salm dahin; ihr klares Wässerchen war zu lehmigen Wogen geworden mit Köpfen von milchigem Gisch.

In allen Ecken und Enden tropfte es. Vom Himmel herab, der sich wie ein Trauertuch spannte, von den Bäumen, die zitternd die schwarzen Nester reckten — hie und da hielt noch eine Eberesche an der Chauffee eine Dolde verschrumpelter roter Beeren fest —; von den Dächern, die, triefend, tief über den durchweicherten Hausmauern hingen.

Alles war dunkler von Nässe, ohne Farbe, schwer und unlustig.

Als Peter am Schneiderschen Hänschen vorbeiging, hörte er hinten vom Stall her über den Hof weg jammernde Rufe schallen, Heulen und Winseln. Er gackte in das papierverklebte Fenster vorn neben der Hausthür. Drinnen in der Stube lag der alte Schneider im Bett, dahinein kroch er, sowie es kalt wurde; die Frau saß am Tisch, hatte ihren Kaffeekopf vor sich und twippte mit dem Finger die letzten Brotkröselchen von ihrer Schürze.

Wieder das Geheul, das nichts Menschliches hatte. Und doch schrie kein Tier.

Peter klopfte an die Scheiben: „Gä, Ihr! Wat es dem hei passiert?“

Die Schneiderin öffnete das Fenster ein Nischen und steckte ihre spitze Nase heraus. „Dat Babb,“ sagte sie lakonisch und wollte eilends wieder zuschlagen, als fürchte sie, ein Atom Wärme möge von drinnen entweichen.

„Haalt!“ Pittchen klemmte die Faust zwischen das Fenster. „Et schreit doch e su! Giest dann de Weis-Fra von Ober-Kail net geruf?“

„Saogt doch lieber gleich dän Hähr Doktor!“ Die Alte wackelte ärgerlich mit dem grausträhnigen Kopf. „Ihr haot wohl dat gruze Los gezillt (gezogen)? Mir sein arme Leit, mir haon neißt övrig. Laof se schpektaklen, se werd schuns rohig gänn!“

Und vom Bett her schalt die zornige Stimme des Alten: „Wat es dat for en Manier?! Dat Fenster zugemaach, Zapperloot!“ Er hüftelte und schimpfte; rasch schlug die Schneiderin zu.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Vagabund.

Nach dem Französischen von Wilhelm Thal.

Wie in den alten Zeiten hatte Etienne, genannt „der Stellmacher“, — ein Burich von 25 Jahren, ein kleiner, sanfter und schwacher Mensch, der diesen Weinamen führte, weil er zu den geschicktesten seiner Kunst zählte, — Frankreich durchwandern wollen; die Werkstätten war ihm zu eng geworden.

Eines schönen Tages war er, das Känzlel auf dem Rücken, mit leerem Mantel und vollem Herzen fortgezogen; er war der Landstraße nach Paris gefolgt, und hatte sich dabei schlecht und recht sein Brot und seinen Schoppen Wein von Dorf zu Dorf verdient. Nirgends hatte er Wurzel gefaßt, er hatte sich nicht in den Rehen einer Häuslichkeit fangen lassen, er hatte einen ganzen schönen Monat frei, frei und stolz auf seinen Beruf gelebt.

Als aber Paris nahe war und die Fabriken die Arbeiter der Landstraße, die Unabhängigen, nicht mehr aufnahmen, war er schüchtern geworden; ja, er schämte sich beinahe... und so zog er wie ein Vagabund in einer Winternacht über Montrouge in die Stadt der Träume und Legenden ein.

Schon bei der Ankunft fühlte er sich verloren, allein und auf ewig verlassen.

Seit dem Morgen hatte er nichts gegessen. Es war drei Uhr nachts, die Straßen erschienen kalt, leer und endlos lang, und seit dem Abend regnete es. Etienne bekam Furcht, es war ihm, als läme er in ein Land der Verzweiflung, in eine verlassene Gegend, er glaubte, er würde bis zum Tagesanbruch durch die Ruinen einer einst berühmten Stadt irren, — und selbst mit dem Tage würde er sie nicht erwachen sehen, denn sie erschien ihm tot!

Die Stadt der Träume und Legenden!... Alle Kameraden, die er in den Werkstätten, auf dem Wege getroffen, die Stellmacher, die von der großen Reise zurückgekehrt waren, hatten von Paris gesprochen und dabei hatten sie mit den Fingern geknackt, und die Neulinge, die Lehrlinge dachten ans Fortziehen, um diese Feerie zu sehen, an die sich die Alten ihr ganzes Leben lang erinnerten!... Etienne fühlte sich in Feindesland. Die Häuser sahen wie mißtrauisch aus, sie waren vom Keller bis zum Giebel verbarrikadiert; die Straßen waren krumm und schlecht; die Einsamkeit drückte schwer.

Von Hunger geschwächt, vor Ermüdung fast zusammenbrechend und ganz den Sarednissen und der Angst anheimgegeben, blieb Etienne auf dem Pont des Saints-Pères stehen und betrachtete das Wasser.

Diese Nacht war die schwärzeste seines Lebens! Der Anblick der Seine, die schwerfällig und düster dahinschwam, lähmte ihn. Er glaubte, sie bliebe unter der Brücke stehen, sie würde zu ihm heraufdringen, ihn bei der Kehle packen und fortzuschleppen! Notre-Dame zeigte in dem niedrigen und schweren Himmel ihre massige Architektur, und er sah sie wie ein Gespenst in der Nacht über den Fluß gleiten und immer größer werden, und herniedersteigen, um ihn zu erdrücken! Doch er konnte nicht fliehen; der Hunger und die Abspannung bannten ihn an die Stelle; Etienne dachte nicht einmal daran, sich dem Alp zu entziehen, der ihn peinigte.

Plötzlich beruhigte ihn ein Geräusch von Schritten; Stimmen erhoben sich klar und heiter in dem tiefen Schweigen.

„Zwei Bourgeois,“ sagte sich Etienne, gleichsam zum Leben zurückgerufen, und aus der Ferne den nächsten Wandrer zulächelnd, die in warme Pelze gehüllt daherlamen.

Sie achteten nicht auf den Vagabunden; einer von ihnen machte beim Vorübergehen eine befriedigende Handbewegung und sagte:

„Man darf das Glück nicht mißbrauchen!... Ich habe heute nacht zweihundert Louisdors gewonnen und lasse den Rest dem Klub!“

Etienne war ohne bestimmten Gedanken den beiden Wandern

gefolgt, als wenn er dem Glück folgte, rein instinktiv, nur um in ihrer Atmosphäre zu atmen.

Doch als er sie gestikulieren sah, als er sie lachen und laut sprechen hörte, während ihm der Hunger im Magen wühlte und die Furcht ihn an der Kehle packte, kam ihm ein Gedanke: diese reichen und glücklichen Menschen würden ihm gern ein paar Sous, vielleicht sogar ein Silberstück geben, wenn er sie demütig ansprach und ihnen sein Elend erzählte... dann könnte er essen, schlafen, warten und mit einem bißchen Kraft für den nächsten Tag die verlorene Hoffnung wiederfinden...

Democh ließ ihn ein Gefühl der Scham, wenn er daran dachte, langsamer gehen; er hatte Hunger, er fror, er wußte jedoch nicht, wie ein Arbeiter um Almosen bittet, und gar zu gern hätte er an einer Straßenecke den Verwüchser, der ihn anlockte, aus den Augen verloren, aber er besah den Mut nicht, sich jetzt noch von ihm zu entfernen. „Ah bah!“ sagte er sich mit lauter Stimme, um sich anzufeuern und Mut zu machen, „das Geld drückt ihn nicht! Er hat es im Spiel gewonnen! Er kann also auch dem Arbeiter, der morgen, um ein paar Frank zu verdienen, schwer arbeiten muß, soviel geben, daß er essen und schlafen kann!“

Und von dem verzweifeltsten Mut, der wohl bisweilen die Schüchternheit fortreibt, angestachelt, redete er plötzlich den reichen Mann an:

„Geben Sie mir ein paar Sous, mein Herr; ich habe nicht gegessen, nicht geschlafen; ich bin ein arbeitsloser Arbeiter!“

Die beiden Männer blieben erdredt stehen und suchten zitternd in ihren Taschen nach einer Waffe, ohne etwas zu finden. Inzwischen faßte sich der glückliche Gewinner vor der jämmerlichen Miene des Hungerleidens, nahm eine ruhige Miene an und wollte ihn mit einer Handbewegung verschrecken; dann zog er, völlig beruhigt, als wenn er aus Dankbarkeit gut werden wollte, eine Handvoll Gold- und Silberstücke aus der Tasche, wühlte mit dem Finger darin herum und betrachtete aufmerksam die geöffnete Hand; dann aber sagte er mit bedauernder Geste:

„Mein armer Freund, ich habe kein kleines Geld...“

Damit steckte er das ganze Geld wieder in die Tasche, und drehte dem Unglücklichen den Rücken. Dieser sah einen Augenblick dem Mann nach, der sich mitteillos am Arm seines Freundes entfernte.

Doch plötzlich, von der Erinnerung an das Gold, das er gesehen, geblendet, von dem Klappern, das ihm noch immer in den Ohren klang, erregt, redete Etienne ihn von neuem an; er versuchte ihn zu rühren; er suchte, er demütigte sich und machte sich klein, um ein Stückchen Brot zu erlangen.

Da er jetzt wußte, daß er von diesem Hungerleider nichts zu fürchten hatte, pflanzte sich der andere vor ihm auf, stieß ihn zurück und versetzte ihm mit seinem Regenschirm einen Schlag in die Weine...

Etienne machte keine Bewegung; der Schlag hatte ihm nicht wehe gethan, aber er war im tiefsten Herzen verwundet. Mit herabhängenden Armen blieb er auf dem Trottoir stehen, und mit dumpfem Schmerz sah er den Mann sich entfernen. Dann packte ihn ein Schauer. Er war allein, aber er glaubte, zwei wuchtige Hände stießen ihn an den Schultern vorwärts, und er folgte dem ersten Mann, der seinen Arm gegen ihn erhoben hatte...

Die Nacht erregte ihn, die Einsamkeit machte ihn kühner, kurze Worte liefen über seine Lippen, seine zusammengekrampften Fäuste führten in die Luft, und seine Nägel drangen tief ins Fleisch.

Er war beleidigt, er war beschimpft, der Arbeiter, der ehrliche Mann, dessen Tagewerk kein Meister nach seinem wahren Werte bezahlt hatte; und sein Beleidiger — jedenfalls ein Müßiggänger — entfernte sich ruhig und lachend, während seine Finger in den im Spiel gewonnenen Goldstücken wühlten!

Er wollte ihm ans der Ferne seinen Haß und seine Verachtung zuschreien, als er sah, wie der Mann sich unter einer Gasflamme von seinem Freunde trennte und allein in eine dunkle Gasse einbog; nun verfolgte er ihn wie ein Wahnsinniger, erreichte ihn im Augenblick, da er sich in ein Haus flüchten wollte, dessen Thür sich nicht öffnete, und griff ihn mit geschlossenen Fäusten, heulend, brüllend, schäumend und trunken vor Wut an.

Der andre zog, ohne auch nur an eine Verteidigung zu denken, das Vermögen aus der Tasche, mit dem er eben vor den Augen des Stellmachers gespielt hatte, und reichte es ihm mit zitternden Händen indem er ausrief: „Da! Nehmen Sie! Nehmen! Aber thun Sie mir nichts zu leide...“

Etienne sah, plötzlich beruhigt, in seinen Händen so viel Geld, daß er, wenn er wollte, sich in seinem Dorfe als Stellmachermmeister hätte niederlassen können; Etienne sah das alles, doch er schloß die Augen.

Diese Goldstücke, die er nicht verdient, die man ihm nicht aus Seelengüte gab, sondern aus Furcht, diese Goldstücke, die er gestohlen zu haben glaubte, waren zu schwer, und seine Hände, die doch an die harten Werkzeuge seines Berufs gewöhnt waren, zu schwach, sie zu halten, sie brannten auf seiner rauhen Haut.

Mit einer Bewegung des Stels warf er sie zur Erde und rief, als er seinen Beleidiger, vom Schreck gelähmt, an die Mauer gedrückt sah: „Zeigling!“

Dann zuckte er verächtlich mit den Achseln und wanderte in die Nacht hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen. —

Kleines Feuilleton.

— Die Entstehung der Bienenzellen. Gegen die herkömmliche Anschauung, die den Wabenbau der Bienen als eins der wunderbarsten Beispiele für den Kunstinstinkt in der Tierwelt betrachtet, sind schon wiederholt Einwendungen erhoben worden, mit dem Bestreben, die regelmäßig sechseckige Gestalt der Wabenzellen auf physikalische Eigenschaften des Stoffs zurückzuführen. Einen neuen Versuch in dieser Richtung haben jüngst die britischen Chemiker Charles Dawson und C. A. Woodhead gemacht. Ueber diesen berichtet die „Tägl. Rundschau“: Dawson beobachtete, während er mit Wachs und Harzen Versuche anstellte, daß die Mischung dieser Stoffe beim Abkühlen das Bestreben hatte, sechseckige Formen zu bilden, und er kam dadurch auf den Gedanken, daß der Umriß der Bienenzellen ursprünglich auf der natürlichen Gestaltumruhe beruhe, die bei der Abkühlung von Wachs entsteht. Die Untersuchungen, die er daraufhin gemeinschaftlich mit Woodhead ausführte, zeigten zuerst, daß die Beimischung von Harzen zum Wachs den Sechsecken zwar eine schärfere Form giebt, daß diese Gebilde aber auch in reinem Bienenzwachs entstehen. Wenn man eine dünne Platte Bienenzwachs in einem flachen, gleichmäßig erwärmten Troge schmilzt und das Gefäß mit dem flüssigen, etwa eineinhalb Millimeter tiefen Wachs dann zu allmählicher Abkühlung in warme, zugfreie Luft bringt, so schiebt man an seinem Boden nach und nach sechseckige Formen von der gewöhnlichen Größe einer Arbeiterinnenzelle der Bienenvölle entstehen, und eine Reihe ähnlicher Sechsecke bildet sich an der Oberfläche des Wachses an den Seiten des Gefäßes, wo das Wachs sich zuerst abkühlt; man nimmt auch wahr, wie die Seiten der Sechsecke sich um so weiter bilden und abzweigen, je mehr die Abkühlung des Wachses voranschreitet. Diese kristallartigen Gebilde kommen nach der Angabe der Beobachter dadurch zustande, daß das Wachs beim Abkühlen zuerst runde Kerne (Sphäroide) von nahezu gleicher Größe bildet, die während der weiteren Abkühlung gegeneinander gepreßt und an ihren Verührungsstellen abgestacht werden, so daß die sechseckigen Gebilde entstehen. Auf senkrechten Durchschnitten durch die Masse erkennt man bei genauerer Untersuchung, daß die Grenzflächen zwischen der oberen und der unteren Schicht dieser sechseckigen Körper ebenso geordnet sind, wie in der Bienenzelle. Nachdem Dawson und Woodhead diese Thatsachen festgestellt hatten, nahmen sie eine Platte Wachs, in der sich solche sechseckigen Formen gebildet hatten, und legten sie in einen zu Beobachtungszwecken hergestellten Bienentorb. Die Bienen stürzten sofort auf das Wachs und gruben in den Mitten der Sechsecke nahe den Rändern der Platte runde Löcher, wobei sie das herausgeschaffte Wachs rings an dem Rande jeder Höhlung anhäufelten. Wenn sie die Verührungsstellen der sechseckigen Körper erreichten, so gruben sie nicht weiter, entweder weil sie die schwach erhobenen Ränder an der Oberfläche fühlten, oder, was wahrscheinlicher ist, weil sie die zunehmende Dichtigkeit des Wachses bemerkten. Es konnte dann wahrgenommen werden, daß die Grundflächen der Höhlungen dieselbe pyramidale Form hatten, wie in den Bienenzellen. Ein Teil des ausgegrabenen Wachses wurde von den Bienen über den Rändern der Sechsecke aufgehäuft, ein anderer Teil wurde für künftigen Gebrauch beiseite gebracht. Die beim Rande des Sechsecks ausgelegten Massen hasteten fest und erstarrten rasch; dann wurde eine weitere Schicht darauf gebracht und so fort. Dabei glätteten die Bienen die inneren Oberflächen der Zelle, indem sie sich nach den durch die sechseckige Form bedingten Flächen und Winkeln richteten. In Stellen, wo die Wachsplatte von ungleicher Tiefe war oder sich rasch abgekühlt hatte, zeigte die Wabe ein regelmäßiges Aussehen, indem die Zellen in ihrer Form den regelmäßig sechseckigen Grundflächen folgten; diese Erscheinung war für das erfahrene Auge eines Bienenzüchters sehr auffallend. Dawson und Woodhead meinen nun, daß die Bienen unter natürlichen Verhältnissen, nachdem sie das von ihnen ausgehiebene Wachs zu einer kleinen, hängenden Platte geformt haben, durch ihre Massensammlung die zur Erweichung oder Weichhaltung des Wachses nötige Wärme erzeugen und es sehr allmählich abkühlen lassen; dann würden sich nach und nach die sechseckigen Körper in der Platte bilden, und bald nach ihrem Entstehen würden diese ausgehöhlt und die Zellen aufgebaut werden. Es war den beiden Beobachtern bis zur Veröffentlichung ihrer Versuche noch nicht gelungen, in einer größeren Wachsplatte so vollkommen regelmäßige Gruppen oder Reihen von Sechsecken zu erzeugen, wie wir sie in einer natürlichen Bienenzelle finden. Die Bienen aber stoßen sich nicht daran, sondern nehmen das ihnen Dargebotene als Grundlage ihres Zellenbaues, anstatt die Wachsplatte zu zerstören und zur Erzielung größerer Regelmäßigkeit neu herzustellen. —

Litterarisches.

c. Die englische Bücherproduktion hat, wie aus dem soeben in „The Publishers Circular“ veröffentlichten Register hervorgeht, im Jahre 1899 einen kleinen Rückgang erfahren. Es erschienen in diesem in England 5971 neue Bücher, im Jahre 1898 waren es über 6000 und 1897 noch mehr. Sicherlich zeigen sich auch hier die Wirkungen des Krieges, die manche Veröffentlichung verhinderten. Neue Auflagen älterer Werke erschienen dagegen 1506 gegenüber 1508 im Jahre 1898. Die politische Litteratur zeigt eine besonders starke Abnahme, 70 Veröffentlichungen weniger als 1898 und 177 weniger als 1899. Die politische Lektüre hat nicht mehr den

Reiz wie zu Gladstones Zeit; dagegen werden Reisebeschreibungen mehr verlangt. Die größte Zunahme zeigt sich bei den schönen Wissenschaften. Es erschienen im vergangenen Jahre 290 Bücher Essays und kritische Monographien gegen 188 im Vorjahr, und sie sind auch gut verkauft worden. Die „Konkurrenz der Toten“ wird aber in England immer stärker. Viele der besten Romane sind jetzt auf gutem Papier und mit gutem Druck für 50 Pf. käuflich. Billige und gute neue Ausgaben von Meisterwerken der Litteratur sind an der Tagesordnung, alle großen Firmen wetteifern darin. —

Musik.

Man wird sich vielleicht noch des „Chorals von Leuthen“ erinnern, jenes Repertoirestückes unserer Lehrersänger, von dem wir im Vergleich mit E. Schulz „Der Reiter und sein Lieb“ sagen konnten: „ihn schmiedt nicht einmal die schlichte Bescheidenheit, ihn ziert etwas andres, das beim lieben Reiter zum Glück noch fehlt: der Effekt.“ Komponist ist Professor Reinhold Beder (geb. 1842), seit langem als Komponist von Männerchören u. a. geschätzt, zeitweise Liedertafeldirigent zu Dresden, jetzt (irre ich nicht) ebenda als Theorielehrer lebend. Eine Oper „Frauenlob“ hatte 1892 zu Dresden, eine andere, „Matthold“, 1898 zu Köln Erfolg. Vergangenen Rittwoch ist nun diese Oper auch an unsrer königlichen mit freundlichem Erfolg und lebhaften Hervorrufen in Scene gegangen, anschließend an eine Wiederholung des von uns bereits gewürdigten „König Drosselbart“.

„Matthold“ ist ein typischer moderner Einakter vom Hochdramatischen Kaliber. Der Text — in Versen — stammt von Felix Dahn und trägt denn auch die Züge dieses in großen Linien zeichnenden, Germanen-Stimmungen darstellenden, gewaltig rhetorischen, modernen Feinarbeit fernstehenden Dichters. An der friesischen Küste spielt sich in der Gegenwart ein Drama von bräutlicher Treue, böser Leidenschaft, Verrat, Sinnesänderung, Selbstüberwindung und dergleichen mehr ab — das Rähere thut auch hier nichts zur Sache. Die Musik macht zunächst den Eindruck, als sei eigens die Aufgabe gestellt worden, Musterproben von Sehnsuchtsausdruck, von Langen und Bangen, von Meeresstimmung zc. zu geben. Eine Leidenarie der Braut mit Sentimentalität und Violinolo stellt sich als unvermeidlich heraus. Dann naht selbstverständlich der Unglückselige, der sich der neutralen Opernweise im guten Sinn zur Seite stellen darf. Ein allmählich aufziehendes Gewitter, begleitet von interessanten Chorstimmen, führt zu der wohl wertvollsten Scene des Ganzen: der musikalischen Darstellung von Sturm und von Bogenbraus. Als eine Rettungsbote im Meer die Aufmerksamkeit aller auf höchste fesselt, muß nun, damit alles gut ausgeht, dem rasenden See der Opernhastigkeit ein Opfer gebracht werden: hinter den Coulissen scheidet sich der Geist Meyerbeers heran und läßt den Strandwärtler singen: „Nun sinket alle auf die Knie . . .“ Das thut sie denn auch — natürlich die Gesichter vom Ereignis ab — und dem Publikum zugewandt — und singen einen stehenden Chor, der in seinen originellen Harmonienfolgen sehr interessant wirkt. Eine spätere Erkennungsscene bildet wieder einen trefflichen Höhepunkt, gefolgt von gut recitativen Stellen — wie denn überhaupt die Deklamation hier sehr sicher gehandhabt ist. Mit einem Quintett beginnt wieder, trotz geschickter Stimmenführung, die Theatermacher, bis mit einem besamten „Wehe“ u. dgl. das Ende naht.

Ein merkwürdiger Gegensatz zu den auf Opernbühnen so beliebten Streichungen waltete hier insofern, als die Aufführung zahlreiche und zwar keineswegs überflüssige Stellen brachte, die in dem von Theater ausgegebenen Textbuch fehlen — ein Mangel, der dem Ansehen des Dichters recht unangenehmen Eintrag thun kann.

Die Titelfrolle, der finstere Anhold, Retter und Selbstbestrafer, war in den Händen Herrn Bergers dadurch gut aufgehoben, daß dieser seine dankbare Rolle mit Kraft und Leidenschaft und doch mit würdiger Ruhe durchführte. Vielleicht die ansprechendste Leistung war die von Frau Goetze in der Rolle der ewig leidenden und von Ohnmacht zu Ohnmacht fallenden Mutter. Fräulein Rothauer ist jedenfalls eine gute Sängerin; für diese Strandbraut dürfte ihre schauspielerische Persönlichkeit aber doch zu kühl und vornehm sein. In Ehren seien noch genannt die Herren Sommer und Stammer und dann der Chor, der von Kapellmeister Schall ziemlich glücklich über seine vielen schwierigen Aufgaben hinweggehoben wurde.

Alles in allem eine erfolgreiche Bereicherung des Repertoires, wenn auch nicht, trotz wiederholter anerkannter Einzelheiten, der Kunst selber. —

Aus der Vorzeit.

— Ueber die menschlichen Wohnungen in der jüngeren Steinzeit in den deutschen Gebieten schreibt A. Göge in der neuesten Nummer der Monatschrift „Himmel und Erde“: Die Wohnungen sind meistens recht primitiv gewesen: einfache Erdgruben von einem oder mehreren Metern Durchmesser, welche zuweilen von einer mit Lehm beworfenen Reisighütte überdeckt waren; daneben benutzte man in altgewohnter Weise Höhlen. Außerdem verstand man, kunstvoll und planmäßig ausgeführte Anlagen zu schaffen, die noch heute wegen ihres zum Teil sehr großen Umfangs unsere Bewunderung erregen; die Pfahlbauten. Freilich beschränkt sich ihr Vorkommen auf das südwestliche Deutschland, aber um so zahlreicher treten sie dort auf; am Bodensee z. B. reißt sich eine Station an die andere. Außerhalb Deutschlands waren sie im wesentlichen über das Alpen-

gebiet verbreitet, für dessen stille Seen; sie eine molerische Staffage abgegeben haben müssen. Herodot beschreibt solche Pfahlbauten, zwar nicht die steinzeitlichen Deutschlands, sondern die viel späteren der Thraker im See Prasias, der Unterschied ist aber sicher nicht groß gewesen. Er sagt: „Mitte in dem See stehen zusammengestellte Gerüste auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Die Pfähle, auf denen die Gerüste stehen, richteten in den alten Zeiten die Bürger sorgsam auf, nachher aber bestimmten sie durch ein Geis, daß für jede Frau, die einer heiratet, er drei Pfähle aus dem Gebirge holt und aufstellt. Es nimmt sich aber ein jeder viele Weiber. Dagegen muß wohnen sie auf folgende Art. Jeder hat auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltür durch das Gerüst, die hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Seil an einem Fuß an, aus Furcht, daß sie herunterfallen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter. Deren ist eine so große Menge, daß, wenn irgend einer die Falltür aufmacht und einen leeren Storb an einem Strich herunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, so hat er ihn ganz voll Fische.“ Zur Ergänzung dieser Beschreibung sei erwähnt, daß bei den steinzeitlichen Pfahlbauten die auf der Plattform errichteten Holzhütten mit Lehm beworfen und mit Holzschürfen versehen waren, die sich in Ringeln drehten. Außer den oben beschriebenen Pfahlrosthbauten errichtete man auch Bachweerbauten, bei denen man durch Aufeinanderhäufen von Material gewissermaßen künstliche Inseln bildete. —

Physiologisches.

en. Der menschliche Geruch. Es ist bekannt, daß gewisse Tiere und unter ihnen besonders die Hunde die Spur eines ihnen bekannten Menschen zu verfolgen vermögen, auch wenn sich dieser außer jeder Gesicht- und Hörweite befindet. Die Physiologen sind daher längst zu der Ansicht gelangt, daß jedes menschliche Wesen einen bestimmten Geruch besitzen müsse. Eine Bestätigung dafür bringt Dr. Velt im Archiv für die gesamte Physiologie, in dem er mitteilt, daß einer seiner Bekannten im stunde sei, mit verbundenen Augen, ganz ohne jede weitere Unterfütterung, außer der des Geruchsinns, Personen zu erkennen, mit denen er bekannt ist, er vermag sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer schon in der Entfernung von einigen Schritten richtig mit Namen zu nennen. Die Versuche wurden mit den verschiedensten Abänderungen wiederholt, aber stets erkannte die betreffende Person mit der untrüglichen Sicherheit eines Spürhundes jedes Individuum, das ihr vorgeführt wurde. Velt weiß noch andere Beispiele von ähnlicher Schärfe des Geruchsinns anzuführen und vertritt auch die Behauptung, daß jede Familie einen all ihren Mitgliedern eigentümlichen Geruch besitzt. Der Mann, mit dem jene Versuche angeestellt wurden, bestätigte diese Meinung und fügte die Mitteilung hinzu, daß bei den einzelnen Familienmitgliedern die Stärke des betreffenden Geruchs verschieden wäre, so daß er doch jedes einzelne zu unterscheiden wüßte. —

Meteorologisches.

— **Ueber den Einfluß des Mondes auf die Polarlichter und Gewitter** geben, wie wir einem Bericht des „Globois“ entnehmen, N. Ekholm und S. Arhenius folgende Zusammenstellung: Ueberall, wo Polarlichter beobachtet worden sind, von den Wendekreisen bis zu 80 Grad nördlicher Breite und 70 Grad südlicher Breite, herrscht, so weit die Beobachtungen gehen, dieselbe gewissenmäßige Periodicität dieser rätselhaften Naturerscheinung, indem die mittlere Intensität derselben von der einen zur anderen Mondwende (Lunifitium) im Verhältnis 1:2 schwankt, ihren größten Wert in nördlichen Breiten bei der südlichen, und in südlichen bei der nördlichen Mondwende erreichend. Durch diesen Gegensatz der beiden Halbkugeln unterscheidet sich der Einfluß des Mondes ganz bestimmt von dem der Sonne auf die Polarlichter. In der letzteren, die sowohl in einer täglichen und jährlichen, wie in einer alljährlichen, mit den Sonnenflecken verknüpften Periode hervortritt, zeigt sich kein solcher ausgesprochener Gegensatz der beiden Halbkugeln; nicht einmal, wie es scheint, in der jährlichen Periode, wenn man von der Einwirkung der Sonnenbeleuchtung auf die Sichtbarkeit der Erscheinungen absteht. Statt dessen tritt in den Sonnenperioden ein bestimmter Unterschied zwischen den niedrigeren und höheren Breiten derselben Halbkugel hervor. Die Einwirkungen des Mondes und der Sonne sind etwa von derselben Größenordnung; aber die Art dieser Einwirkungen ist, wie es scheint, gänzlich verschieden. Die Mondstellung ändert nämlich das elektrische Potentialgefälle, die Sonne wirkt aber auf das Leistungsvermögen der Luft, wahrscheinlich durch ultraviolette Strahlung und vielleicht auch durch ihre übrige Licht- und Wärmestrahlung ein. Daß die Sonne auch eine besondere elektromagnetische Einwirkung ausübt, ist bis jetzt nur eine unbestimmte und unwahrscheinliche Hypothese. —

Technisches.

— **Das Herstellen dichten Metallgusses** ist eine der schwierigsten Aufgaben der Hüttenkunde, und man hat dieselbe in verschiedener Weise zu lösen versucht. Um die Gaseinschlüsse aus dem Eisen zu entfernen, setzt man ihm leicht oxydierbare Metalle,

besonders Mangan, hinzu, welches, indem es sich mit dem Sauerstoff im flüssigen Eisen verbindet, als Cyd ausscheidet. Whitworth, der bekannte englische Geschützfabrikant, soll schon vor mehr als 20 Jahren die Stahlblöcke für seine Geschütze der Wirkung hydraulischer Pressen ausgesetzt haben, die auf den noch flüssigen Stahlblock einen Druck von 10 500 Atmogrammen auf den Quadratcentimeter ausübten. Durch diese Verdichtung soll die Zerreißfestigkeit des Stahls erheblich gesteigert worden sein. Whitworth hielt die Ausführung seines Verfahrens geheim, dasselbe hat aber, sei es wegen seiner Kostspieligkeit oder wegen nicht gleichwertiger Erfolge, wenig Nachahmung gefunden. Seit dem Jahre 1896 hat, wie der „Prometheus“ der Zeitschrift „Stahl und Eisen“ entnimmt, das Generalex-Laboratorium in Siegburg sich mit ähnlichen Versuchen befaßt und ist dabei zu befriedigenden Ergebnissen gelangt. Man verwendet eiserne, ganz oder teilweise mit Wasser gefüllte Gußformen, die man so am Widerlager einer Presse anbrachte, daß durch ihren Einguh der Druckempel der Presse auf das Gußstück einwirken konnte. Durch den Druck und die Kühlung der Gußform, die ein schnelleres Erstarren des flüssigen Metalles bewirkte, wurde eine größere Dichtigkeit des Gußstücks erzielt, jedoch nur dann, wenn der Preßdruck in einem ganz bestimmten, von der Art des Metalles oder der Legierung abhängigen Augenblick einsetzte. Beginnt der Druck zu früh, wenn der Guß noch zu heiß ist, so treten Steigerungen ein, beginnt er, wenn das Metall warmbrüchig ist, so zerfällt es unter dem Druck. Ein voller Erfolg ist von dem Erstarren des richtigen Augenblicks für den Beginn des Drucks abhängig; das Erkennen desselben ist Erfahrungssache. —

Humoristisches.

k. Ein englischer Schulinsektor will die Schüler einer Klasse dahin bringen, daß sie klassifizieren. Als er zu diesem Zweck vom Allgemeinen zum Besonderen übergehen will, entspinnt sich folgendes Gespräch: „Sitzt mich an, ich bin ein Mann. Aber welche Art von Mann?“ Er wollte hören: „Ein Geistlicher“. Die Antwort lautet aber prompt: „Ein kleiner Mann“. — „Ja, ja, etwas klein, in der That! Niemand liebt es aber, wenn man ihm sagt, daß er klein ist, besonders wenn es sich so verhält. Ich bin wirklich nicht besonders groß. Aber das Wort wollte ich nicht hören. Versucht es, eine andre Antwort zu geben.“ — „Ein kurzer Mann.“ — „Das ist ungefähr dasselbe wie klein! Versucht es noch einmal!“ „Kleine Panje. Dann meldet sich ein Junge: „Ein — häßlicher kleiner Mann!“ Der Schulinsektor war nicht weiter begierig zu wissen, was für ein Mann er wäre. —

— **Strafbar.** „Weshalb mußte denn der Huber aus dem Abstinentenverein austreten?“

„Er piß bei der letzten Sitzung die Melodie: „Es steht ein Wirtshaus an der Lahn“ leise vor sich hin!“

— **Annouce.** Max kehre zurück zu Deiner tiefbetäubten Frau; es ist Dir alles verziehen!

P. S. Bitte, schide mir von Deinem Aufenthaltsorte eine Ansichtskarte. —

Notizen.

— Ein neues Bühnenwerk von Felix Philipp, „Der goldene Käfig“ geht am 24. d. M. im Berliner Theater zum erstenmale in Scene. —

— Die nächste Novität des Lessing-Theaters ist „Dreiviertelwelt“ von Richard Jaffé und Rudolf Stray. —

— Von Edgar Allan Poes Prosadichtungen hat, wie das „Litterarische Echo“ mitteilt, der Verlag J. C. C. Wams, Minden i. W., eine erste deutsche Gesamtausgabe vorbereitet lassen, die von Februar 1900 ab in sechs Bänden erscheinen wird. Die Ausgabe enthält zum großen Teil Dichtungen, die seither in Deutschland unbekannt geblieben sind. Unter diesen nimmt ein Cyltus „Liebeswehen“ einen hervorragenden Platz ein. Auch einen mitbertragenden Roman, den einzigen Poes, wird die Ausgabe bringen: „Die Abenteuer Gordon Duns“. Die Uebersetzung hat Hedda Moeller-Drud besorgt, die kritische Einleitung Arthur Moeller-Drud. —

— Die Wiesbadener Maifestspiele werden am 16. Mai mit der Wiesbadener Bearbeitung von Webers „Oberon“ eröffnet. Es folgen: Schillers „Demetrius“, Yorkings „Zar und Zimmernam“ und Rubers „Fra Diavolo“ in völliger Reinscenierung. —

— Infolge einer erheblichen Herabsetzung des herzoglichen Zuschusses sind am Hoftheater in Gotha zahlreiche Künstleraugen ergangen. —

— Der Stadtrat in Mannheim hat für das in Jena zu errichtende Schriftstellerheim 500 M. gestiftet. —

— Der Preis für die Gutenberg-Postkarte wurde von der Mainzer Kommission für die Gutenbergfeier dem Entwurf des Malers Carl Goebel-Verlin zuerkannt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 21. Januar.